

Frank Michael Orthey

**Mediale Endlosigkeit.
Verloren im Netz der Zeiten?**

Beitrag für die Zeitschrift „merz“
Zeitschrift für Medienpädagogik. Nr. 2 April 2014, S. 37 – 46
Manuskript des Autors

Inhalt

Der ganz normale mediale (Wahn-) Sinn?
Störungen haben Vorrang
Bilder- und Sprachfluten
Die Gleichzeitigkeit der Simultanten
Neue Eigenzeiten – und neue Sozialzeiten
Zeit für neue Medien- und Zeitkompetenzen
Einen Augenblick, bitte!

Der ganz normale mediale (Wahn-) Sinn?

Noch während die S-Bahn-Tür vor mir öffnet und die angestrengt auf ihr Mobilteil starrenden morgendlichen Aussteiger an mir vorbeiströmen, wische ich über das Display meines Smartphones. Mache ich immer so, ist ein Ritual quasi und gerade auch eine günstige Gelegenheit. Beim Ein- und Aussteigen, meine ich. Da liegt ja sonst nichts Dringendes an. Ich checke die SMS, meine WhatsApp Gruppen, tippe auf ein Video, das ich bekommen habe und das mich ausnahmsweise wirklich mal zum Schmunzeln bringt, gehe schnell in meine Google-Kreise und als Höhepunkt des morgendlichen S-Bahn-Aufenthaltes sichte ich die Facebook-Neuigkeiten. Ich klicke einige Likes und schreibe zwei, drei Kommentare, die ich passend mit Smilies verziere. Den Clip, den ich eben bekomme habe, poste ich und freue mich, dass das bis zu meinem heutigen S-Bahn-Ausstieg 5 Freunden gefällt. Das Vibrieren meines Telefons erinnert mich an den anstehenden Arbeitstag. Ich nehme kurz an, während ich mich zwischen unzähligen Displays und wenigen Zeitungen (Wer liest sowas heute noch bitte?) auf den Bahnsteig dränge und zur U-Bahn haste. Geschäftliche Dinge eben. Hatte heute Nacht schon einige auf der Mailbox von drüben, da wo unsere Entwickler sitzen, weil sie dort billiger sind, aber da bin ich radikal. Nachts ist mein Mobiltelefon stumm geschaltet! Nun, während ich auf die U-Bahn warte, ist, nachdem ich kurz meine Lieblingsonline-Portale gecheckt habe, der Moment gekommen: Ich öffne erstmalig mein Outlook, checke die heute anliegenden Termine und Meetings sowie die eingegangenen Mails – seit gestern Abend bloß 57 an der Zahl. Lässig. Ich verstehe es einfach nicht, weil ich Mails so fürchterlich antiquiert finde. Aber na ja. Um mich abzulenken, chatte ich kurz mit meinen Kumpels. Wegen dem After-Work-Bier heute. Vielleicht treffen wir uns heute schon gegen sieben im „time-out“ – ist eine oberangesagte Bar gerade. Oder wir disponieren nochmal um. Ist ja kein Problem, sind ja alle immer online. Outlook blinkt und avisiert die TelCo in 5 Minuten. Ich stelle die Musik ab, die ich mir auf dem Weg zur Arbeit immer gönne, und starte ein E-Book, das ich gestern begonnen hatte mir reinzuziehen. Ein bisschen Weiterbildung muss ja sein. Es geht in dem Buch um „Verständigung im Turm zu Babel“, um Multichannel-Kommunikation und proaktives Zuhören - und so diese Sachen eben. Ganz witzig. Les' ich während der TelCo. Wär' für die Kollegen vielleicht auch lustiger als dieses ewige alberne sinnfreie Rumgeleiere. Ich glaube aber, dass alle das beibehalten mit der täglichen TelCo, weil sie so in der Früh in aller Ruhe ihre Mails abarbeiten können. Ich investiere da lieber in Bildung. Oh,

apropos, ich muss noch die Abholung des Großen von der Schule organisieren. Hat heute früher aus. Ich tippe eine SMS an Max, unseren Nachbarn, der ist Freiberufler und immer im Home-Office. Der kann die Jungs aus der Schule karren und sie vielleicht noch kurz beim Amerikaner verpflegen. Ich mach' das mit dem Home-Office nur an zwei Tagen die Woche. Ist mir echt zu anstrengend. Meine Kleine muss zum Reiten raus auf den Hof, da kümmert sich wie immer Ina drum. Passt für sie ganz gut. Da hat sie auch mal Ruhe, um ihren Posteingang abzuarbeiten und die wichtigsten Telefonate zu erledigen. Der Kalender meines Smartphones blinkt auf. Mensch, gut dass ich mir das notiert hatte, heute ist ja unser Kennenlerntag. Ich jage kurz einen Blumen Gruß raus, während ich aussteige und mich bei der TelCo anmelde. Reserviere schnell noch einen Tisch beim Japaner beim Running-Sushi. Wir mögen das beide. Ich schaue kurz auf meine Uhr, weil ich die so herrlich antiquirt und irgendwie klassisch finde. Ist ja auch eine „Automatic“ eines sehr angesagten Edel-Uhrmachers, ein richtiges Schmuckstück finde ich. Die Zeitanzeige registriere ich gar nicht mehr, die ist ja sowieso ungenau. Ich bekomme meine zeitlichen Informationen über mein Smartphone und allerlei Termingehilfen. Aber die ist schon sehr schick, freue ich mich. Auf der Rolltreppe blättere ich durch mein E-Book. Bis ich ins Büro geschlendert bin, bin ich sicher wieder drin im Text. Dort kann ich mich dann in den Text vertiefen bei der TelCo. Man will ja schließlich heute auf allen Kanälen gleichzeitig klarkommen ...

Wenn das so oder so ähnlich ist, je nach Perspektive viel schlimmer, noch toller oder beides gleichzeitig, dann stellt das einerseits neue Herausforderungen, andererseits neue Möglichkeiten bereit. Oder beides. Jedenfalls gilt es, diese Perspektiven in ihren Ambivalenzen wahrzunehmen. Aber warten Sie kurz, da kommt gerade was auf mein Tablett ...

Störungen haben Vorrang¹

So könnte der Fortschritt wohl ausschauen. Störungen werden zum Normalfall – sind es ja sowieso. Dass sie ihr Bedrohungspotenzial einbüßen, kann als Ergebnis der neuen medialen Wirklichkeiten gewertet werden. Immerhin sind die neuen medialen Kulturpraktiken ja auf Dauer gestellte Störung. Nicht nur bezogen auf zeitliche

¹ So heißt ein Postulat aus der Themenzentrierten Interaktion (TZI) nach Ruth Cohn. Vgl. z.B. Langmaack 1991

Abläufe, die sie durchbrechen. Immer kommt gerade irgendwas rein – und dazwischen. Und bleibt das mal aus, dann ist das eben für viele ZeitgenossInnen tatsächlich eine Störung, eine störende Durchbrechung der gewohnheitsmäßigen Störungs-Routine. Die ständigen Abwechslungen, die uns die sogenannten „neuen Medien“ so bescheren, können wohl den einen oder die andere krank machen. Das sind diejenigen, die nicht so ganz störungsresistent sind von jeher. Sie nennen sich gerne „nicht Multi-Tasking-fähig“ und sonnen sich nicht selten im kleinen Glanz der Abweichter vom Mainstream. Für andere stellen die ständigen Unterbrechungen eine Chance dar, über den souveränen Umgang mit der permanenten Dauerstörung ihre eigene Störanfälligkeit zu verbessern – und ihren Umgang mit dem, was da sonst noch im Leben an Störungen wahrscheinlicher Weise auf sie zukommt. Also bitte nicht stören lassen vom medialen Dauergewusel. Eher die Chance suchen und finden.

Aber Achtung: Auch hier gibt es blinde Flecke. Besonders wenn Sie nicht auf den Straßenverkehr achten, während Sie sich den störenden Medienimpulsen widmen. Das kann dann leicht zur finalen Störung werden. Und da hilft es dann auch nicht mehr, wenn sie es schaffen, den tragischen Sachverhalt noch schnell zu twittern. Da haben sie zwar sicher schnell zahlreiche erschrockene oder belustigte Follower, aber die folgen Ihnen nicht auf dem Weg, der jetzt ansteht für Sie. Zeit ist nun immerhin kein Thema mehr für Sie. In welchem Medium auch immer.

Bilder- und Sprachfluten

Wir sind nicht mehr Herr der „Bilderfluten“, die uns unter anderem Paul Virilio (1993) einst prophezeit hatte. Aber viele surfen sich unentwegt durch eine zweite Welt, die eine Welt der Bilder ist. Die Welt erscheint uns – und das war Virilios Aussage – als „Bilder von der Welt“. Pro Minute werden 100 Stunden Videomaterial auf YouTube hochgeladen², jede Sekunde werden fast 3000 Fotos auf Facebook eingestellt, das sind – so haben schnelle Rechner festgestellt - 91 Milliarden Fotos jedes Jahr³, die Festplatte des Notebooks, auf dem dieser Text entsteht, beherbergt 32.000 Bilder, was wohl im Schnitt eher wenig ist. Wir leben in einer Zeit der Bilderexzesse und verbringen viel Zeit mit Bildern von Wirklichkeit, oder von dem, was dafür gehalten

² Quelle: <http://www.youtube.com/yt/press/de/statistics.html> (14.02.2014)

³ Quelle: <http://de.globometer.com/internet.php> (14.02.2014)

werden soll. Wir sind Täter und Opfer der Totaldigitalisierung, die uns so manches Bild gebracht hat, das wir gar nicht wollten, mit dem wir aber Zeit verbracht haben. Und wir verbringen viel Zeit damit, unsere bildhaften Eindrücke in Sprache zu bringen. Und vieles andere auch. Auch das erscheint als Wahnsinn. Und manchmal auch als Blöd- oder völliger Schwach-Sinn. Angeblich – so berichtet das Süddeutsche Magazin (Nr. 5 vom 31.01.2014) – produzieren wir täglich Internettex-te, die 36 Millionen Büchern entsprechen. Auf Facebook werden tagtäglich 16 Milliarden Wörter eingetippt. Das Medium Schrift bringt round about alleine in Mails und Social-Media-Nachrichten 3,6 Billionen Wörter hervor, so recherchierte es Max Fellmann, Autor des Artikels „Tipp: Tippen!“ im Magazin der Süddeutschen Zeitung. Soviel Sprache macht sprachlos. Und sie macht zugleich optimistisch, dass die ganze Zeit, die das braucht oder verschlingt, gut angelegte Zeit ist. Dadurch, dass wir unsere (wirren) Gedanken in Worte und Sprache bringen und sie eintippen - früher hieß das mal: sie „zu Papier bringen“ -, sie also entäußern und dann doch irgendwie öffentlich machen, auch wenn es nur in einem privaten Tagebuch ist, klären wir uns und unser Denken. Schreiben erfordert eine andere Selektivität als Sprechen. Es hat eine höhere Verbindlichkeit. Und: Wer schreibt, bleibt! Zudem diszipliniert Schreiben (meistens). Nicht von ungefähr musste ich früher (sinnloser Weise) als Strafarbeit 100fach den gleichen Satz zu Papier bringen ... Das war zwar eine Fehlleitung der Erkenntnis, dass wir uns über die Materialisierung unserer Gedanken in Sprache und Schrift dieser Gedanken klarer werden. Aber diese etwas stumpfsinnige sprachliche Strafarbeit steht dafür, dass wir uns formulieren müssen, um uns und andere zu überzeugen. Im Netz verbringen viele ihre Zeit eben damit. Andere lesen - und staunen manchmal auch über die Ergebnisse offensichtlichen geistigen Unterdrucks. Diese Öffentlichkeit ist es aber, die unser Denken schärft. Wir formulieren uns vor dem Netzpublikum. Wir bringen uns zur Sprache. Im doppelten Sinne. Das bringt zwar etwas Ausschuss hervor (den es ja beim Small-Talk im „echten“ Kontakt auch gibt), aber es dient nicht nur der Netzkommunikation, sondern es schärft auch unser Denken. Das immerhin spricht für die Zeiten, die wir so im Netz verbringen. Es sind damit Zeiten des sich-selbst-zur-Sprache-bringens. Und jenseits der Nutzung der Verlockungen der Bilderfluten und der unzähligen Möglichkeiten sind es auch reflexive Zeiten, denn Sprachgebrauch setzt - jenseits der sinnleeren Brabbeleien im Netz - ein reflexives Moment voraus. Das kann die Zeiten im Netz wertvoll machen.

Die Gleichzeitigkeit der Simultanten

Nicht mehr immer schneller immer mehr Neues hintereinander ist heute angesagt, sondern immer mehr Neues und Alltägliches *gleichzeitig* (vgl. Geißler 2004). So wie in der Szene oben. Mediennutzung an allen Orten und zu allen Zeiten. Beim Kochen, beim Autofahren, beim Fernsehschauen, beim Gehen, Laufen – und natürlich ist auch das stille Örtchen nicht mehr ganz still. Warum auch? Das Erleben wird ganz schön gefordert – manchmal ist es auch überfordert. Aber nichtsdestoweniger steigen die Erwartungen an ein erfülltes Leben unentwegt weiter. Das macht wohl manchem Zeitdruck oder gar Stress. Die „Überforderung des Erlebens durch Erwartungen“ (Luhmann 1968!) ist der Dauerzustand unseres Daseins. Es ist nicht mehr nur erfüllt, es ist überfüllt. Jede noch so kleine Zeiteinheit ist besetzt. Und das nicht mehr nur einfach, sondern gleich mehrfach. Der Gleichzeitigkeitsanfall steigt. Da kriegen manche einen Anfall – andere entwickeln kunstfertige Umgangsformen, nicht selten gekoppelt mit haptischen Fingerfertigkeiten in der Bedienung der Vergleichzeitigungs-*maschinchen*. Das geht manchen auf den Keks. Die derart Belästigten gehören aber eher zur Umwelt der vermeintlich stark gefährdeten Medienjunkies. Sie machen sich aber nicht selten zu deren Anwälten und weisen unentwegt auf die allerschlimmsten Gefahren hin. Für viele der sogenannten Betroffenen ist die Normalität der Gleichzeitigkeit viel weniger aufregend. Besonders Jugendliche und junge Erwachsene verstehen die Medienkritik kaum. Sie entwickeln stattdessen neue Umgangsformen, die die anderen noch mehr nerven. Gleichzeitig. Avanti Dilettanti!

Dieser Wunsch, den Joschka Fischer damals – und das war vor den hier in den Blick genommenen Zeiten – der Regierung spöttisch zurief, gilt leicht abgewandelt und ohne spöttischen Unterton den Vergleichzeitigern von heute. Immerhin kommt Diletto ja vom italienischen „Freude“ ... Und bitte: Wer hat die Glühbirne erfunden, die Relativitätstheorie, das Internet? Alles Dilletanten!

In diesem Sinne: Avanti Simultanti!

Viel Freude!

Neue Eigenzeiten – und neue Sozialzeiten

In der Endlosigkeit der Zeiten im Netz entstehen neue Eigenzeiten. Die „erschöpften Selbsts“ (Ehrenberg 2008) finden neuen Sinn im Netz. Und neue Eigenzeiten. Allen Gefahren und wohlwollenden oder mahnenden Unkenrufen zum Trotz kennen sie

sich in der neuen Endlosigkeit aus. Und nutzen diese für sich. Sie verbringen ihre Zeit in den virtuellen Räumen des Netzes. Tendenz steigend zugunsten der „Sozialen Medien“ – das sagen alle Statistiken übereinstimmend. Andere Zeiten werden dafür übrigens reduziert, auch Zeiten für Telefonate, Mailings, Offline TV und „wirkliche“ Sozialkontakte⁴. In sozialen Medien seine Zeit zu verbringen, bedeutet, diese Zeit im Kontakt zu verbringen. Gut, dieser sogenannte „Kontakt“ ist virtuell, irgendwie anders persönlich oder gar unpersönlich, manchmal schräg, weil der Kontakt mit erfunden oder gefakten Profilen vonstatten geht, aber es ist Kontakt: „Facebook ermöglicht es Dir, mit den Menschen in Deinem Leben in Verbindung zu treten.“ O.k., das zu tun, hat zwar auch jenseits von Facebook niemand verboten, aber hier hat es offenbar eine andere Attraktivität – womöglich auch wegen des eigentümlich justierten Nähe-Distanz-Verhältnisses, was quasi eine Art kuschelige Dauerdistanz ist. Sei's drum: Kontakt jedenfalls. Diese Eigenzeiten werden im Kontakt verbracht. Immerhin was anderes als vor der Glotze alleine mit drei Bierchen. Oder mehr. Diese neuen medialen Eigenzeiten haben andere Qualitäten. Sie sind eigenartig von Unterschiedlichkeiten erfüllt. Vielleicht macht das mittelfristig Augenschäden, das Gehirn hält es aber auf Trab. Ich höre das Aufstöhnen (sorry, habe eine Aufstöhn-App dafür!). Wo denn die Ruhe, die Muße, die Kontemplation bleibe bitte? Vielleicht hat sie andere Formen angenommen oder nimmt sie gerade an. Vielleicht überlebt sie auch. Und sie gewinnt ja auch wieder an Prominenz. Die, die sie nicht in den virtuellen Untiefen des Netzes finden und im Gegenteil davon geschädigt sind, verordnen sich medienfreie Zeiten, verbringen abgegrenzte Zeiten in den an jeder Ecke zu findenden SPAs, den Erholungsasen der Thermalbäder, in den Kliniken, wo es ein Sabbatical schon auf ein Wochenende zusammengedampft gibt (nebst Gesundheitscheck und 4-Gänge-Menü, versteht sich). Sie nehmen sich sogenannte „Auszeiten“ oder verschwinden wochenweise in Klöstern, wo sie rasten und fasten. Eigenzeiten werden damit nicht einfältiger, bestehen nicht im sinnentleerten Glotzen auf tote Displays, sie werden in Gegenteil vielfältiger und bunter. Und hoffentlich entsprechen sie auch mehr den Bedürfnissen derer, die sie brauchen.

Auch die Kultur der Sozialzeiten nimmt durch die Möglichkeiten der Social Media neue Formen an. Und das nicht nur im Netz, in seinen Chats, Foren und Communities. Übers Netz verabreden sich viele User auch kurzfristig für neue

⁴ Siehe: <http://global2social.com/wieviel-zeit-verbringen-wir-in-den-sozialen-medien/5566> (14.02.2014)

gemeinsam verbrachte Zeiten in „echter“ Wirklichkeit, sprich im sozialen Echtzeitkontakt und in Begegnungen. Und dabei ist nicht nur an die Verabredung zur After-Work-Party oder andere Freizeitaktivitäten zu denken, sondern beispielsweise auch an die neuerdings in Mode gekommenen Flashmobs. Die sind mittlerweile nicht mehr nur lustige Events mit hunderten von Menschen, sondern sie werden teilweise auch politisch genutzt. Soviel dann zum vermeintlichen Verarmen des Sozialen durch die neuen asozialen Medien, die bösen! Netzinitiativen sind äußerst wirkungsvoll und werden auch politisch bereits belobigt, wie es die Kanzlerin kürzlich machte. Die Hilfe-Initiative Passauer Studenten, die via Facebook über 5000 Helfer für die Opfer des Jahrhunderthochwassers 2013 organisierten, war einen Deutschen Bürgerpreis wert. Es gilt also im Netz nicht mehr „Wenn schon einsam, dann gemeinsam“, sondern es entstehen neue, sehr kurzfristig und „zeitnah“ arrangierbare gemeinsam verbrachte Sozialzeiten. Diese neue Zeitkultur steht noch am Anfang. Ihren Formen mit erhobenem Zeigefinger und zahllosen Gefahrenhinweisen zu begegnen, wird den Potenzialen und Ressourcen der Netz-Zeiten nicht gerecht. Es wird auch nichts ändern. Aus den verwobenen Zeiten im Netz und darüber hinaus werden selbstorganisiert weiter neue zeitliche Formationen entstehen. Die Zeit dafür ist da.

Zeit für neue Medien- und Zeitkompetenzen

Die mediale Endlosigkeit und Gleichzeitigkeit fordert, aber sie fördert auch neue Medien-Kompetenzen und sie ermöglicht, wie angedeutet, andere zeitliche Vorstellungen. Der Umgang mit den „verwobenen Zeiten“ im Netz und darüber hinaus braucht neue, braucht andere Kompetenzen. Dazu folgt nun keine Appellflut an Elternhäuser und traditionelle Erziehungsinstitutionen. Die haben die Zeichen der Zeit auch bereits erkannt und rudern tendenziell zurück von den eilig verbreiteten Kontroll- und Verbotsreflexen. Sie versuchen jetzt eher die neuen Medien zu nutzen – und werden ihren Beitrag zu einem gezielten Kompetenzaufbau sicher zu leisten wissen. Sauber curricular oder in viel versprechenden Erziehungsratgebern hinterlegt, versteht sich.

Derweil solche und andere professionellen medienpädagogischen Bemühungen Form annehmen, wird sich das, was es braucht, bei laufendem Medienbetrieb selbst entwickeln. Es wird vielen (sicher nicht allen) Usern in Fleisch und Blut übergegangen sein, bevor es auf ihrem Stundenplan erscheint.

Was rechtfertigt diesen Optimismus? Es ist die Annahme, dass die Mediennutzung im WWW der 2.0-Version immer auch reflexive Anteile aufweist. Es ist nicht nur allerlei zu tun per Click oder Wisch, sondern es ist auch zu überlegen, was zu tun ist und in welchem Kontext dies steht. Auch dafür hält das Internet ja Räume und Formen bereit. Nichts, was undiskutiert und unkommentiert bleibt in den Weiten des Netzes. Hier ein Forum, da ein Blog, Facebook- und Whats-App-Gruppen und allerlei Bewertungen für alles, was so anfällt im echten Leben, vom Zustellservice bis zum Urlaubshotel. Das ist – abzüglich der gar nicht so wenigen und manchmal auch gar nicht so lustigen Stilblüten des Netzes - die reflexive Ebene des Web 2.0. Ob der daraus hier abgeleitete Optimismus immer angebracht ist, bleibt abzuwarten.

Folgende Kompetenzen könnten hilfreich sein, um sich bei laufendem Medienbetrieb nicht (zeitlich) zu verlieren (vgl. Orthey 2006, S. 232/233):

- **Pluralitätskompetenzen** bezeichnen den befähigten Umgang mit Situationen, die sich als hochkomplex darstellen und die von der Wahrnehmung von Vielfalt und Uneindeutigkeit bestimmt sind. „Pluralitätskompetenz“ meint die Befähigung zur reflexiven Distanzierung und die Möglichkeit, unter diesen Bedingungen Entscheidungsprozesse zu gestalten, um handlungsfähig zu bleiben. Das bedeutet, mit Pluralität so souverän umgehen zu können, dass Handlungsmöglichkeiten erhalten bleiben bzw. sich erweitern und verbessern. Es heißt, Unterschiede und Unterschiedlichkeiten zu verstehen, zu nutzen und auch: sie zu ertragen. Hilfreich dabei ist es, die Beobachtungen der Welt stets aus mehreren, unterschiedlichen Perspektiven deuten zu können - ein Deutungsvielerlei angesichts des Vielerleis der Welt! Hierfür ist die mediale Wirklichkeit einerseits Herausforderung, andererseits Ressource. Sie erfordert den Umgang mit Pluralität, aber sie ermöglicht und fördert ihn auch.

Die hier gemeinten Fähigkeiten beziehen sich auch auf jene Denk- und Handlungsbereiche, die ihre Vielfalt aus widersprüchlichen Konstitutionen beziehen, wie hier beispielsweise die „neuen Medien“. So ist es ein Ausdruck von Pluralitätskompetenz im Netz, „mittendrin statt nur dabei“ selektiv mit den vielfältigen Chancen, Risiken und Verlockungen so umzugehen, dass ein brauchbares Verhalten – für berufliche, lebensweltliche und private Ziele - möglich bleibt. Und es gehört auch zu dieser Kompetenz, dies zeitlich ein- und abzugrenzen. Der kompetente Umgang mit medialer Vielfalt und mit Vielfalt in den Medien lebt insofern aus der Zerlegung der Vielfalt und ihrer

Wiederzusammenfügung zu etwas, das handhabbar und brauchbar, das nützlich ist. Umgang mit Vielfalt heißt Vielfalt akzeptieren und nutzen. Aber es bedeutet auch, sie ein- und abzugrenzen.

- **Transversalitätskompetenzen** bezeichnen die Befähigung, die immer häufigeren Übergänge in einer Multioptionsgesellschaft zu gestalten. Bezeichnet werden hiermit Fähigkeiten zur reflexiven Schneidung des zeitlich verlaufenden Überganges, eine zur Ausbreitungsrichtung des Überganges querlaufende, „transversale“ Reflexion. Es geht darum, (berufs-) biographische, tätigkeitsbedingte, qualifikatorische, soziale und eben mediale Übergänge so zu gestalten, dass sinnvoll mit Vergangenem abgeschlossen werden kann, dass Unsicherheiten der Übergangssituation identifiziert und bearbeitet werden und dass auf dieser Grundlage eine Anknüpfung ans Neue möglich wird. Kurzum: Gut abschließen, um gut und unbelastet Neues beginnen zu können! Oder noch zugespitzter: Nur wer am Ende ist, kann von Vorne anfangen. Wer ohne gut anzuschließen, den Ballast des Alten noch emotional oder rational mitschleppt, der ist häufig nicht offen für Neues. So weit, so gut. Nun haben aber die Medienwelten, die hier im Mittelpunkt stehen, ganz besondere „Übergangsarchitekturen“ zu bieten. Diese funktionieren nach dem Motto: Wisch und weg. Jedenfalls auf den Smartphones dieser Welt. Und das heißt: alles ist gleichwie im ständigen Übergang. Wenn aber alles im Übergang ist, dann ist es auch nichts. Umso wichtiger ist es angesichts der Übergangslosigkeit der Bildschirmanzeigen, die ständig wechseln und ineinander übergehen, eigene Markierungen zu setzen und zu machen. Also z.B. Übergänge einzurichten zwischen Medienzeiten und medienfreien Zeiten oder zwischen unterschiedlichen Zeiten in den medialen Welten.
- **Beobachtungskompetenzen** bezeichnen Fähigkeiten, sich in Lebens- und Berufssituationen als Beobachter zu verstehen, dessen Beobachtungen (in einem konstruktivistischen Sinne) die Situation erst so erschafft, wie sie wahrgenommen wird. Gemeint ist weiterhin die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung, hier also: sich als Mediennutzer zu beobachten. Das schließt die Fähigkeit ein, sich der Unterscheidungen zu vergewissern, die der Beobachtung zu Grunde liegen, z.B. also sich als Mediennutzer mit der Unterscheidung „drinnen oder draußen“ (im Netz) zu beobachten. Solche Fähigkeiten zur (Selbst-) Beobachtung vermögen die unmittelbare Betroffenheit zu reduzieren (es handelt sich um eine Form von

Distanzierung), sie wirken entlastend und können damit die (Selbst-) Steuerungsmöglichkeiten erhalten oder verbessern. Wenn ich mich also als Mediennutzer beobachte, der sich in einem bestimmten Sinne beobachtet, dann kann ich damit auch reflexiv umgehen. Bevor ich mich im Netz völlig aus den Augen verliere.

- **Reflexive Kompetenzen** als Kompetenzen zum produktiven Umgang mit Störungen beziehen sich auf die Störung als Standarderfahrung (s.o.). Sie setzen die eben skizzierten Beobachtungskompetenzen voraus. Auf deren Grundlage bezeichnen „reflexive Kompetenzen“ die Fähigkeit, beobachtete und beschreibbare Situationen des Lebens und Arbeitens distanziert reflexiv anzugehen und ihnen damit (neuen) Sinn geben zu können. Besonders produktiv ist es dabei, auf Störungen zu achten und anhand dieser Störungen Möglichkeiten zu nutzen, um etwas über die je aktuelle Verfasstheit des Systems zu erfahren (in der Störung zeigt sich das System häufig sehr deutlich). Wenn ich also beobachte, dass ich mich als Mediennutzer, der gerne „drin“, also dabei ist, dabei ertappe, dass es mich stört, wenn mich gerade nichts stört, also nichts Neues in meinen diversen Posteingängen und Profilen „dazwischen“ kommt, dann kann ich mal darüber nachdenken, was das denn über mich sagt, ob ich das noch will, ob diese ständige Aufmerksamkeit auf Störungen hin immer nützlich und hilfreich oder manchmal vielleicht auch „störend“ ist usw. Und dann kann ich zu neuen Umgangsformen mit Medien und mit meiner Zeit kommen.

Die User werden das sicher etwas weniger pompös formulieren. Es ist aber tendenziell Optimismus angesagt, dass sie lernen, was gebraucht wird, um sich in den in den Zwischenräumen und Zwischenzeiten der Netze so zu bewegen, dass das erhalten bleibt, was ihnen wichtig ist: die Lust und der Spaß, sich medial neu zu erfinden. Denn mediale Formen ermöglichen auch neue Selbstkonstruktionen und Identitätsformationen. Sie führen uns nicht zwangsläufig ins Nirwana der medialen Endlosigkeiten, in der wir uns schließlich völlig zerfasert verlieren, sondern sie ermöglichen es auch, uns selbst neu zu finden - und zu erfinden.

Ziemlich optimistisch?

Und wo ist der blinde Fleck?

Da gibt es einige. Zum Beispiel derjenige, der den Blick auf diejenigen verstellt, die die Mächte im Netz habe – und es unentwegt und nicht selten zu ihrem Schutz mit Selbststeuerungsfloskeln verzieren. Sie wissen nicht, was ich meine?

Legen Sie sich – falls sie wirklich noch keines haben - mal ein Facebookprofil zu. Nur so versuchsweise. Und dann versuchen Sie es zu löschen.

Dann werden Sie verstehen – und haben ein Problem.

Aber vielleicht haben Sie ja Zeit für sowas. Und die Medienkompetenz, um zu checken, was das bedeutet.

Einen Augenblick, bitte!

Paul Virilio: „Es ist paradox, wie äußerste Bewegung die Trägheit des Augenblicks schafft, ja die Augenblicklichkeit den Augenblick. Kurz, der Augenblick wäre so etwas wie die trügerische Wahrnehmung einer Stabilität, einer Beständigkeit. In der technischen Prothese tritt sie deutlich zutage. Das wird ganz gut in Einsteins Beispiel von zwei sich wiederholenden Zügen illustriert: die Empfindung des Augenblicks wäre nur in der Koinzidenz (epiteikos) gegeben, sie wäre der Moment, wo die beiden Züge für die Reisenden stillzustehen scheinen, während sie in Wirklichkeit mit voller Geschwindigkeit nebeneinander her rasen. Der Begriff einer Zeit, welcher nach Bachelard einzig die Wirklichkeit des Augenblicks zukäme, könnte sich nur darauf stützen, dass wir uns unserer eigenen Geschwindigkeit nicht bewusst sind. Denn wir leben in einer Welt, die ganz dem Gesetz der Bewegung geweiht ist und gerade dadurch die Illusion der Trägheit hervorbringt.“ (Virilio 1986, S. 120/121)

Heute entsteht diese Illusion durch die medialen Prothesen unseres Daseins. Manchmal herrscht gar augenblickliche, gelegentlich andächtig wirkende Stille, wenn die Wartenden im U-Bahnhof in ihre Displays starren, nur unterbrochen von gelegentlichen Wisch- und Tastbewegungen. Und doch ist in ihren Beobachtungswelten alles in Bewegung. Sie haben gleichzeitig beides: die Fragmentierung der Zeit durch ein- und ausgehende Nachrichten und Bilder und die Kontemplation des eigenzeitlichen Augenblickes des Wartens. Heute verschmelzen die Zeitqualitäten im „rasenden Stillstand“ (Virilio 1992). Nicht nur Tätigkeiten werden vergleichzeitigt, sondern auch die Qualitäten der Zeit. Tiefste eigenzeitliche Phasen sind gekoppelt mit äußerst flüchtigen Augenblickserfahrungen in den Unweiten des Netzes. Der Augenblick ist augenscheinlich und flüchtig zugleich. Paul Virilio würde das gefallen. In seiner „Ästhetik des Verschwindens“ kommt er zur Folgerung, die die

zeitlichen Auswirkungen der neuen Medien in ihren Ambivalenzen verdichtet: „Die verschiedenen Auffassungen von Zeit sind jeweils abhängig von einer bestimmten Position im Raum der Erkenntnis.“ (Virilio 1986, S. 121)

Nutzen Sie den Augenblick. Und Ihrer Augen Blick!

Literatur

Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft der Gegenwart. Frankfurt: Suhrkamp.

Fellmann, Max (2014): „Tipp: Tippen!“ In: Süddeutsche Magazin (Nr. 5 vom 31.01.2014), München, Süddeutscher Verlag.

Geißler, Karlheinz A. (2004): Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort. Unsere Suche nach dem pausenlosen Glück. Freiburg, Herder Verlag.

Langmaack, Barbara (1991): Themenzentrierte Interaktion. Weinheim, Beltz Verlag.

Luhmann, Niklas (1968): Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. In: Die Verwaltung 1/1968, S. 3-30.

Orthey, Frank Michael (2006): betriebe – lernen – systeme. Wie Unternehmen sich durch lernen verändern. Beobachtungen und Perspektiven zwischen Theorie und Praxis. Veröffentlicht unter: http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/frontdoor.php?source_opus=859.

Virilio, Paul (1986): Die Ästhetik des Verschwindens. Berlin, Merve Verlag.

Virilio, Paul (1992): Rasender Stillstand. München, Wien, Hanser Verlag.

Virilio, Paul (1993): Revolutionen der Geschwindigkeit. Berlin, Merve Verlag.

Autor

Dr. phil. habil. Frank Michael Orthey (1961)

Trainer und Berater für Lern-, Führungs- und Modernisierungsprozesse, Einzel- und Gruppencoaching, Zeitberatung, Autor, Lehrbeauftragter an der Hochschule für Philosophie München, Freizeit-Kirchenmusiker und Hobby-Rennfahrer.

Anschrift: Matterhornstraße 23a, 81825 München, E-mail: Frank@Ortheys.de, www.orthes.de